

Troy Bickham, *The Weight of Vengeance. The United States, the British Empire, and the War of 1812*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2012, 344 S., geb., 34,95 \$.

Jimmy Driftwood hatte ein gutes Gespür für das pädagogisch Machbare. Da seine Schüler wenig Interesse am Krieg von 1812 zeigten, schrieb er 1936 kurzerhand das Lied „Battle of New Orleans“. Bezeichnend für den Umgang vieler Amerikaner mit dem Britisch-Amerikanischen Krieg war Driftwoods Wahl des Themas, denn die Schlacht von New Orleans fand Anfang Januar 1815 und damit zwei Wochen nach dem formellen Ende des Kriegs statt. Doch der Kampf um die Metropole am Golf von Mexiko war eines der wenigen Erfolgserlebnisse in einem Konflikt, der zwar als Zweiter Unabhängigkeitskrieg apostrophiert wurde, ansonsten aber im historischen Niemandsland zwischen 1776 und dem Amerikanischen Bürgerkrieg angesiedelt ist. Auch in Großbritannien kommt dem Krieg von 1812 historiografisch geringer Stellenwert zu. Die Auseinandersetzung mit dem revolutionären und napoleonischen Frankreich, die eine Generation in Atem hielt, beansprucht bis heute fast die komplette Aufmerksamkeit jener, die sich mit der Geschichte des frühen 19. Jahrhunderts befassen. Immerhin begann mit der Schlacht von New Orleans der Stern Andrew Jacksons zu steigen. Der kommandierende General der US-Truppen läutete als Präsident von 1829 bis 1837 die Ära der Jacksonian Democracy ein, setzte aber auch die gegen Indianer gerichtete Politik ethnischer Säuberung fort, die mit der Schlacht am Horseshoe Bend 1814, also ebenfalls im Krieg von 1812, einen vorläufigen traurigen Höhepunkt gefunden hatte. Jenseits davon ist wenig Erinnerung.

Troy Bickham kommt das Verdienst zu, den vergessenen Krieg meisterhaft ins Bewusstsein zu heben. Er untersucht, hauptsächlich anhand des Medienechos, den Konflikt zwischen alter Kolonialmacht und junger Nation, aber auch die Dispute innerhalb der kriegführenden Länder. Bickham hebt – einem Trend der Forschung folgend – die globale Dimension des Konflikts hervor. Während die republikanische US-Administration unter Präsident James Madison den ehemaligen Kolonialherren die unumschränkte Beglaubigung amerikanischer Souveränität abtrotzen wollte, ließen sich die Briten ihrerseits auf den Krieg ein, um im Rahmen einer „postkolonialen Agenda“ (S. 9) die Amerikaner wieder unter die Fuchtel des Empire zu zwingen. Um diesen tieferliegenden Ursachen Geltung zu verschaffen, bedurfte es handfester Kriegsanhänge. Diese lieferte Großbritanniens Konflikt mit Napoleon. Mit den „Orders in Council“ von 1807 wollte London den Handel neutraler Nationen mit Frankreich unterbinden. Ironischerweise nahm das britische Kabinett die Orders fünf Tage nach der amerikanischen Kriegserklärung zurück, doch es dauerte Wochen, ehe diese Nachricht die USA erreichte, und Bickham bezweifelt, dass sich Washington dadurch von seinem Kriegskurs hätte abbringen lassen. Denn, zweitens, fühlten sich die USA in ihrem Ehrgefühl als unabhängige Nation gekränkt, da das Vereinigte Königreich (vermeintlich) britische Seemänner von amerikanischen Handelsschiffen in den Dienst Seiner Majestät zwang. Drittens verdächtigte die im Lande alles andere als unangefochtene Madison-Administration die Briten, die Indianer gegen Amerika aufzuhetzen.

Aus Bickhams Sicht waren die USA trotz einer „inflated self-importance“ (S. 28) zu jener Zeit wenig mehr als ein *failed state*, der sich Hals über Kopf in ein Kriegsabenteuer gegen die größte Militärmacht der Welt stürzte, ohne über hinreichende Rüstungen und finanzielle Mittel zu verfügen. Zudem wusste Madison um das Risiko einer Sezession der Neuenglandstaaten, die dem Krieg gegen das ehemalige Mutterland aus kommerziellen Gründen sehr skeptisch gegenüberstanden. In Großbritannien forderte vor allem eine Koalition aus westindischen Plantagenbesitzern und Londoner Kaufleuten den Krieg gegen die USA. Sie konnte sich dabei auf einen seit den Exzessen der Französischen Revolution weitverbreiteten antirepublikanischen Affekt stützen. Allerdings ging die Regierung nicht so weit, die Vereinigten Staaten ihrer Selbständigkeit berauben zu wollen. Eine Revision des Pariser Vertrags von 1783 stand nicht zur Debatte. Vielmehr sollten die USA, denen der Ruch anhing, von den britischen Kalamitäten auf dem Kontinent profitieren zu wollen, in die Schranken gewiesen sowie der Handel zwischen

Kanada und Großbritannien gesichert werden. Denn die amerikanischen Heere marschierten zu Beginn des Kriegs auf die Gegend um die Großen Seen, von wo aus die Invasion Kanadas und dessen mögliche Eingliederung in die USA vorangetrieben werden sollte.

Der Sieg Perrys über die Briten auf dem Eriesee blieb indes ein Strohfeuer, denn die Britische Navy blockierte in der Folgezeit die amerikanische Küste, während London auch auf die Loyalität der Frankokanadier zählen konnte, weshalb amerikanische Invasionspläne im Sande verliefen und gleichzeitig das bis dato stiefmütterlich behandelte Kanada im Ansehen der Briten enorm stieg. Doch selbst als britische Truppen im August 1814 das Weiße Haus in Schutt und Asche legten, vermochte Madison die Nation und den Kongress politisch nicht hinter sich zu vereinen. Allerdings führte die Schlacht von Plattsburgh einen Monat später überraschend die Wende herbei. Wie in den USA, wo eine „combination of the pen, the pulpit, and the printing press“ (S. 172) eine zuvor wie danach präzedenzlose Antikriegspublizistik befeuerte, schwoll auch in Großbritannien der Chor derer an, die nach zwei Kriegsjahrzehnten einen Schlussstrich unter den transatlantischen Bruderzwist ziehen wollten. Die enorme Steuerlast, eine wachsende Staatsschuld und die hohe Zahl an Kriegsoptionen trugen ebenso ihren Teil dazu bei wie die sich zuspitzenden sozialen Kosten des Konflikts, die beispielsweise die Ludditen auf den Plan treten ließen. Nicht weniger als 12.000 Soldaten musste London in die Krisengebiete der Frühindustrialisierung entsenden.

So trafen sich die Unterhändler beider Länder in Gent, um schrittweise von ihren Maximalforderungen abzugehen. Mit der Bestätigung des Status quo ante endete – sieht man eben von der Schlacht um New Orleans ab – am Heiligen Abend 1814 ein Krieg, in dem sich oberflächlich beide Kontrahenten als Sieger sehen konnten: Großbritannien, das bei einer Fortsetzung des Kriegs bessere Friedensbedingungen hätte diktieren können, beherrschte die Ozeane weiter unangefochten und hatte rein äußerlich bei den drei Kriegsanklässen nicht nachgegeben. Die USA indes wurden fortan auf Augenhöhe mit den europäischen Großmächten behandelt und konnten sich nun der Expansion gen Westen widmen. Einen klaren Verlierer gab es jedoch. Die Briten ließen ihre Verbündeten, die Indianer, wie bereits 1783 im Stich, was für die Ureinwohner Amerikas den Abstieg in die völlige Rechtlosigkeit besiegelte. Auch ein Gewinner war zu verzeichnen: Kanada. Es überrascht daher nicht, dass der Krieg von 1812 nördlich des 49. Breitengrads bis heute viel stärker im öffentlichen Bewusstsein verankert ist als in den USA, weshalb sich die kanadische Regierung das Jubiläumsjahr 2012 auch einiges kosten ließ. Denn die mythisch überhöhte Abwehr der amerikanischen Invasion beschleunigte das kanadische *nation building* und vertiefte die britisch-kanadische Verbundenheit im Rahmen des weltumspannenden Empire.

Auch wenn Bickham die globale Perspektive nicht konsequent durchhält – es dominiert letztlich die transatlantische Dimension des Konflikts –, so bietet seine Darstellung bemerkenswerte und mit großer Umsicht arrangierte Einblicke in die innenpolitischen Konstellationen des Kriegs von 1812. Die differenzierte Argumentation der Kriegsgegner auf beiden Seiten, die dank einer fast unbeschränkten Pressefreiheit auch im jeweils anderen Land eifrig rezipiert wurde, verleiht einer Zivilgesellschaft Konturen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder zum Vorbild verhandelter Revolutionäre auf dem Kontinent avancierte. Bickhams klar strukturierte und anschaulich ausgestaffierte Monografie zeigt darüber hinaus, in welchem beklagenswerten Zustand das politische Amerika sich befand, als es dem Britischen Empire den Fehdehandschuh entgegenschleuderte. Aus Schaden klug geworden, setzten die USA nach der Beinahe-Katastrophe auf eine robustere Verteidigungsstrategie, die ihr – zunächst in der westlichen Hemisphäre – eine unangreifbare Stellung verschaffte, welche freilich 1861 an den inneren Spannungen zu kollabieren drohte.

Gerhard Altmann, Korb

Zitierempfehlung:

Gerhard Altmann: Rezension von: Troy Bickham, *The Weight of Vengeance. The United States, the British Empire, and the War of 1812*, Oxford University Press, Oxford/New York etc. 2012, in: *Archiv für Sozialgeschichte (online)* 53, 2013, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81455>> [8.5.2013].